





Wolfgang Brenner

# **Aber Mutter weinet sehr**

Psychothriller

Knaus



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*  
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage  
Copyright © 2012 beim Albrecht Knaus Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8135-0503-0

[www.knaus-verlag.de](http://www.knaus-verlag.de)

# 1. Teil



# 1

Warum der Teich Mühlenteich hieß, wusste Marie nicht. Es gab weit und breit keine Mühle. Man hatte ihr gesagt, früher sei oberhalb des Teiches eine Mühle betrieben worden, gleich am Waldrand, wo jetzt der verkommene Spielplatz lag, auf dem nie ein Kind zu sehen war – nur streunende Hunde und die Säufer der Gegend. Die Mühle sei aber im Laufe der Jahre verfallen und beim Bau der Siedlung als Steinbruch genutzt worden. Aber was, so hatte sich Marie gefragt, sollte eine Mühle zweihundert Meter vom Mühlenteich entfernt?

Robert war mit dem Kommissar zu dem Teich gegangen. Marie hatte sie vom Küchenfenster aus beobachtet. Die beiden Männer hatten sich zwanglos unterhalten – als wären sie auf dem Nachhauseweg von der Arbeit.

Die Sonne brach durch das Geäst der noch kahlen Platanen, auf den umliegenden Feldern schimmerte ein weiches Grün. Es hätte ein schöner Vorfrühlingstag sein können. Das Licht war weiß und unschuldig, die Luft noch schwer vom langen Winter, hatte aber schon die Würze, die Marie so liebte.

Robert hatte Marie gebeten, im Haus zu bleiben. Er würde das erledigen.

Kommissar Fürbringer hatte nur ernst genickt. Aber Marie ließ sich nichts sagen, nicht jetzt. Auch nicht von Robert, der es ja gut meinte.

Es ging um ihr Kind. Robert war zwar der Vater. Aber sie hatte die gleichen Rechte wie er. Und noch mehr Pflichten, fand Marie.

Robert hatte tatsächlich die Haustür von außen abgeschlossen. Marie kochte vor Wut. Wut war gut, sie betäubte den Schmerz ein wenig, der sie seit Tagen peinigte. Was bildete dieser Kerl sich ein? Wollte er sich vor diesem Fürbringer als Herr im Haus aufspielen? Selbst Männer wie Robert neigten dazu, wenn einer in ihrer Nähe war, den sie bewunderten. Und Robert bewunderte Fürbringer, das spürte Marie.

Sie verachtete Robert deswegen. Nicht weil er einen hölzernen, alten Kriminalbeamten bewunderte. Nein, weil er sie damit zurücksetzte. Ausgerechnet jetzt, in der schwersten Stunde ihres Lebens, wie man früher sagte. Das hätte sie Robert nicht zugetraut.

Sie verließ das Haus über die Terrasse. In kleinen Schritten lief sie hinter den beiden Männern her, die nicht bemerkten, dass Marie ihnen folgte. Beide waren sich so sicher, dass sie der Verunft gehorchen und im Haus bleiben würde.

»Das stehen Sie nicht durch, Frau Lieser«, hatte Fürbringer mit seiner aufgesetzt klingenden Bassstimme gesagt. Und Robert hatte ihn dabei verschwörerisch angesehen. Wenn es nicht so ernst gewesen wäre, Marie hätte sich schiefgelacht über dieses seltsame Paar. Der Freizeit-Biobauer und der alte Bulle. Eine Karikatur. Aber Marie war nicht zum Lachen zumute. Seit Tagen nicht. Seit Johann weg war. Manchmal glaubte sie, sie würde nie wieder lachen können.

Man hätte es für eine Übung der freiwilligen Feuerwehr halten können.

Männer in blauen Allwetteranzügen und hellgelben Helmen mit Visieren, die aussahen wie die Ritter in Johans Playmobil-Sammlung, standen um ein rot lackiertes Fahrzeug. Ein Kom-

pressor ratterte – nicht wirklich laut, eher gedämpft, die Anwohner der Siedlung sollten nicht gestört werden. Schließlich war es gerade erst zehn Uhr, manche Senioren saßen beim Frühstück.

Leere Schläuche, aus denen noch Wasser lief, lagen überall herum. Auch auf der Straße, die mit einer Plastikbarrikade abgesperrt worden war. Sie hatten das Wasser aus dem Teich einfach in die Gullis gepumpt. Die liefen nun über. Es stank nach Fäkalien.

Maries Knie wurden weich. Das Atmen fiel ihr schwer. Vielleicht würde sie das wirklich nicht durchstehen.

Sie hatten den Teich völlig leerlaufen lassen. Der morastige Boden sah aus wie eine Mondlandschaft: grau, schorfig, unwirtlich. Marie wunderte sich, wie flach der Teich gewesen war. Sie hatte immer angenommen, die schwarzgrüne Brühe sei mehrere Meter tief. Ein dunkler Kindersinn hatte ihr von jeher Angst vor diesem Ort eingeflößt. Nun sah sie, wie lächerlich diese Angst gewesen war. Ein Erwachsener hätte den Teich durchwaten können, ohne zu ertrinken.

Überall lagen Sachen, die hier nicht hingehörten. Mehrere Autoreifen, zur Hälfte im Schlick versunken. Eine große Blechdose mit dem Aufdruck einer Tankstellenkette. Ein Stuhl, der noch wie neu aussah. Ein knallrotes Bobbycar, das Marie schon bei einem der Nachbarskinder gesehen hatte. Und ein Fahrrad. Neben dem Fahrrad stand ein Mann in einem weißen Overall und signalgelben Gummistiefeln. Er trug einen Mundschutz. Das war einer von Fürbringers Leuten. Zu seinen Füßen lag das Bündel.

Es war kaum noch als ein Mensch zu erkennen – so verkrümmt und aufgedunsen wie es war.

Die beiden Männer hatten den Teich fast erreicht. Robert blieb stehen. Fürbringer ging einfach weiter und redete.

Robert fasste sich mit beiden Händen an die Stirn. Marie glaubte, dass er schrie, aber sie hörte nichts.

Dann rannte Robert zum Haus zurück. Jetzt drehte auch Fürbringer sich um. Als er Marie auf den Teich zukommen sah, schüttelte er heftig den Kopf und gab seinen Leuten Anweisungen.

Die Feuerwehrleute wurden auf Marie aufmerksam. Einer ließ einen Schlauch fallen, die schwere Metallschelle klirrte auf dem Asphalt.

Robert zitterte am ganzen Körper. Wie ein Aal. Er umarmte Marie. Marie war das unangenehm. Wegen des Zitterns und weil sie jetzt nicht umarmt werden wollte.

Robert schluchzte. Er sagte Maries Namen.

Sie machte sich los. Nicht nachdrücklich, sondern vorsichtig. Robert tat ihr leid. Aber er spielte gerade keine Rolle. Marie hatte etwas Wichtigeres zu tun. Ein Programm setzte in ihrem Kopf ein. Das Marie-Programm. In letzter Zeit war sie froh, dass sie über dieses Programm verfügte. Es gab ihr Halt, wenn ihre normalen Kräfte versagten.

Marie ließ Robert einfach stehen. Sie ging weiter.

Die Feuerwehrleute waren meist Jugendliche aus dem Ort, deren Eltern Marie gut kannte – sie sah in ihren Gesichtern Erschrecken und gleichzeitig eine wohlige Neugier.

Fürbringer kam ihr entgegen. Er sagte etwas Ernstes, was Marie jedoch nicht verstand. Es interessierte sie nicht. Sie ging einfach weiter. Fürbringer hielt sie am Ärmel fest. Marie riss sich los. Ein weiterer Polizist in einem weißen Overall stellte sich ihr in den Weg. Doch als sie unbeirrt weiterging, machte er ihr Platz.

Ihre Füße versanken im Schlick. Die Schritte wurden schwerer. Marie wunderte sich, wie warm der Schlick war. Warm und

angenehm feucht. Man hätte darin ganz versinken können – versinken und alles hinter sich lassen, versinken in unendliche Tiefen, in die das Leid ihr nicht folgen konnte. Aber Marie war noch nicht so weit. Erst musste sie noch zu Johann. Erst musste sie noch ihr Kind sehen.

Der Mann im weißen Overall wollte eine Plane über die Leiche decken. Doch ein Blick von Marie hieß ihn, damit zu warten. Marie bückte sich.

Sie sah kein Gesicht. Nur den Hinterkopf. In die Nackenmuskeln hatten Maden kleine Kanäle gefressen. An einer Stelle war der Schädel bereits kahl. Die Haut war weiß und dennoch wie Leder. Die kleinen Hände waren geschwollen und ineinander verkrallt, wie ein geplatzter Fußball sahen sie aus.

Marie wunderte sich schon wieder, wie gelassen sie war. Das machte das Programm. Erst wenn das Programm das Signal dazu gab, würde sie loslassen. Vorher tat sie alles das, was getan werden musste, mit kühler Zielstrebigkeit. Da war sie anders als Robert. Sie war eben die Mutter. Vielleicht machte das den Unterschied.

Die Farben der Kleider hatten nicht gelitten. Die hellrote Jacke und die braune Cordhose sahen aus, als kämen sie gerade aus der Waschmaschine. Nur die Profilsohlenschuhe hatte das Wasser ausgewaschen. Sie gingen aus den Nähten, die Schnürsenkel hatten sich aufgelöst.

Marie richtete sich auf. Sie trat den Rückzug an. Der Schlick reichte ihr schon bis über die Knöchel. Er lief in ihre halbhohen Schuhe.

Als sie festen Boden betrat, schienen ihre Füße schwerer geworden zu sein. Es quietschte bei jedem Schritt. Das klang eigenartig.

Fürbringer trat auf sie zu. »Tut mir leid«, sagte er leise. Es klang wie: Selber schuld, wenn Sie nicht hören.

Marie konnte ihm das nicht ersparen: »Das ist nicht mein Junge.«

»Was?!« Fürbringer schaute sich um, als könnte er die Blamage vor seinen Mitarbeitern noch irgendwie verbergen.

»Die Kleider. Solche Kleider hat Johann nie getragen.«

»Aber ...«

»Ich bin mir sicher: Das ist nicht Johann. Möglicherweise ist es der Sohn des Metzgers. Der ist vor einem halben Jahr verschwunden. Das ist auch sein Fahrrad. Ich glaube, er war etwas behindert. Sie haben damals den Teich nicht abgesucht.«

Wie sich später herausstellte, handelte es sich bei der Leiche wirklich um Timo Scheib, den Sohn des Bubacher Metzgers. Er hatte eine leichte geistige Behinderung gehabt. Timo war mit dem Fahrrad in den Teich gefahren, beim Sturz ohnmächtig geworden und ertrunken. Da der Teich weit weg lag vom Wohnhaus der Eltern, war er nicht abgesucht worden. Timo Scheib war neun Jahre alt geworden. Zwei Jahre jünger als Johann.

## 2

Bubach war ideal. Es gab eine S-Bahnstation. Man war in nicht mal zwanzig Minuten im Zentrum der nahen Stadt. Bubach hatte gerade mal 2500 Einwohner. Die, die länger hier wohnten, kannten sich alle. Es gab genug Ärzte, eine Apotheke, drei Schulen, zwei Supermärkte – keine Shopping-Ungetüme, sondern mittelgroße, einladende Geschäfte, zwei Pizzerien und ein Restaurant, das für sich als »Gourmettempel« warb. Bubach lag im Grünen,

inmitten von Feldern und Wäldern. Es gab genug Platz, die Luft war gut, die Leute hatten Zeit und waren freundlich.

Robert und Marie hatten nach ihrer Heirat eine Weile in der Stadt gewohnt. Roberts alte Wohnung lag nicht weit von der kleinen Firma, die er damals betrieben hatte, einem Elektrogroßhandel. Doch dann war er mit dem Geschäft pleitegegangen.

Für Marie war das eine schwere Zeit gewesen. Er hatte ihr die Notlage seiner Firma lange verschwiegen. Marie war aus allen Wolken gefallen, als der Elektrohandel von einem Tag auf den anderen hatte schließen müssen.

Natürlich war sie nicht ganz unschuldig an ihrer Arglosigkeit gewesen.

Sie hatte sich ganz auf Robert verlassen. Warum auch nicht? Marie hatte damals als Erzieherin gearbeitet und gerade so viel verdient, dass es für sie allein zum Leben reichte. Für den gemeinsamen Haushalt aber benötigten sie die Einkünfte aus Roberts Selbständigkeit.

Ein bisschen fühlte sich Marie von Robert hintergangen.

In ihren Augen hatte es eine stillschweigende Abmachung zwischen ihnen gegeben: Robert versorgte die Familie mit seinem Geschäft, während sie etwas dazuverdiente und Robert mit ihrer häuslichen Arbeit den Rücken freihielt. In dieser Hinsicht hatte er sich nicht an die Abmachung gehalten und sie nicht einmal vorgewarnt. Von der Schiefelage des Geschäfts erfuhr Marie erst an einem verregneten Aprilmorgen, als der Gerichtsvollzieher an ihrer Haustür klingelte und in die Wohnung wollte, um zu sehen, ob sich dort pfändbare Werte befanden.

Das alles hätte Marie vielleicht hingenommen, denn es ging ja bloß um Geld, und das hatte ihr nie viel gegolten. Aber ausgerechnet in dieser Krisenzeit stellte sie fest, dass sie schwanger war.

Als sie Robert diese Neuigkeit hinterbrachte, hatte er die Hände vors Gesicht geschlagen und gesagt: »Warum muss das ausgerechnet mir passieren?«

Marie hatte sich damals vorgenommen, sich sofort von Robert zu trennen, wenn er von ihr verlangen sollte, das Kind abzutreiben. Sie spürte deutlich, dass er kurz davor war. Aber er tat es nicht. Also blieb sie bei ihm – obwohl ihr klar geworden war, dass sie sich selbst um ihr Kind und um sich kümmern musste.

Schweren Herzens hatte sie ihre damals schon gebrechlichen Eltern gebeten, ihr das Haus in Bubach zu überschreiben. Die alten Leute hatten es sofort getan, als sie erfuhren, dass Marie ein Kind erwartete. Das Angebot ihrer Tochter, das große Haus in Bubach gemeinsam zu bewohnen, hatten sie abgelehnt – Marie hatte deutlich gespürt, dass ihre Eltern ins Altersheim gingen, um nicht mit Robert zusammenwohnen zu müssen. Sie hatten der neuen Familie Platz gemacht.

So hatte Marie es ganz allein geschafft, dass sie ein großes Haus mit Garten besaßen, als Johann zur Welt kam.

Der Junge wuchs in einer Idylle auf. Er sah Bauernhöfe und Tiere auf der Weide, er hatte Schulfreunde, deren Väter noch richtige Handwerker waren. Und Robert, der eine Stelle als Berufsschullehrer gefunden hatte, konnte endlich seinen Biogarten anlegen. Platz war genug da. Er hatte einen Stall für Hühner, Puter und zwei Schweine. Er baute auf einem schmalen Streifen hinter dem Haus Gemüse für die Familie, Blumen für Marie und Futter für die Tiere an. Es gab in der Nähe des Hauses mehr Wiesen, als er brauchte, und deren Besitzer hatten ihm erlaubt, sie zu mähen, bis sie zu Bauland erklärt wurden.

Marie war nicht ganz so begeistert gewesen wie Robert. Es war ihr Elternhaus, in das sie zogen, sie verband damit nicht nur an-

genehme Kindheitserinnerungen. Sie befürchtete, wieder unter der Enge und den schlechten Erinnerungen zu leiden, wenn sie nach Bubach zurückzog.

Aber Robert hatte Marie, als er von der Möglichkeit erfuhr, mietfrei in ihrem Elternhaus wohnen zu können, mit seinen vernünftigen Argumenten überzeugt.

Marie war ein Einzelkind. Sie musste keine Geschwister ausbezahlen. Sie nahm, weil das Erzieherinnengehalt zu spärlich war, einen besser bezahlten Halbtagsjob als Buchhalterin in einem kleinen Bubacher Verpackungsmittelbetrieb an. Nun konnte sie zu Fuß zur Arbeit gehen, während Robert mit der S-Bahn zu seiner Schule im Stadtrandgebiet fuhr und ihr den Wagen ließ, falls sie ihn für Johann brauchte.

Alles war gut.

Nur dass auf Johann kein zweites Kind folgte, das machte Marie zu schaffen.

Es quälte sie. Wie jedes Einzelkind hielt sie es für eine Tragödie, ohne Geschwister aufzuwachsen. Sie hatte es als selbstverständlich angesehen, dass Johann nicht ihr einziges Kind bleiben würde. Aber es war so. Die Ärzte sagten, es gebe keine medizinische Erklärung dafür. Eine Weile versuchten Robert und Marie alles – Marie eigentlich mehr als Robert, aber das nahm sie ihm nicht übel. Doch irgendwann verließ auch sie die Hoffnung. Marie überlegte, ob sie ein Kind adoptieren sollten. Aber Robert sperrte sich. Erst nur zaghaft, dann aber so vehement, dass Marie verstand: Es blieb dabei.

Sie hatte gehofft, dass sich seine anfänglich ablehnende Haltung zu Kindern legen würde, wenn sie wirtschaftlich wieder besser dastanden. Zudem hing Robert sehr an seinem kleinen Sohn Johann. Aber er wollte kein zweites Kind.

Umso mehr kümmerte Marie sich um Johann. Der Junge wuchs sehr behütet auf. Wenn er krank war, blieb sie zu Hause, egal, was sie bei dem Tütenhersteller sagten. Sie waren dort auf Marie angewiesen, nicht umgekehrt. Robert verdiente als Lehrer nun genug Geld. Da sie keine Miete zahlten und auch sonst nicht viel brauchten – im Sommer lebten sie quasi von Roberts Biolandbau –, hätte Marie auch aufhören können zu arbeiten.

Als Johann acht Jahre alt war, begann er, sich von Marie zurückzuziehen. Seine Mutter schien ihm mit ihrer Fürsorge ein wenig auf die Nerven zu gehen. Er sagte das nicht, aber sie spürte es. Er schloss neue Freundschaften in der Schule und verbrachte mehr Zeit draußen. Er bekam ein Fahrrad und war immer unterwegs. Zum Fußballplatz, zu einem Bauernhof, wo die Jungen aushelfen durften, zu den Klassenkameraden, die alle in Bubach oder der näheren Umgebung wohnten.

Marie stand schlimme Ängste durch. Sie hatte Angst, dass er mit dem Fahrrad, das sein Vater ihm geschenkt hatte, unter einen der riesigen Trecker kam, mit denen die Bauern der Gegend ihrer Meinung nach ziemlich rücksichtslos durch den Ort rasten. Sie hatte Angst, dass er sich auf einem der Höfe, wo monströse Maschinen im Einsatz waren, verletzen könnte. Obwohl sie selbst in Bubach aufgewachsen und mit der Landwirtschaft vertraut war, hatte sie Angst, dass er von einem großen Stalltier angegriffen werden könnte. Oder dass er beim Spielen vom Heuboden fiel. Dass ihn ein Linienbus erfasste. Oder einer der jungen Motorradrowdys auf ihren schweren Maschinen, die wie Hornissen durch den Ort schwirrten.

Nur daran, dass das geschehen könnte, was dann geschah, dachte sie nicht.

Johann war um 19 Uhr nicht zu Hause gewesen.

Um 19 Uhr aßen sie. Jeden Abend. Marie schnitt frisches Brot und nahm die selbst gerührte Butter aus dem Kühlschrank. Sie schnitt von dem Schinken ab, den Robert im Räucherhaus aufbewahrte und den Johann liebte, weil man an den Scheiben nuckeln konnte. Sie kochte Tee aus den selbst gezogenen Pfefferminzpflanzen, die so stark rochen und so intensiv schmeckten, dass selbst der Junge sie mochte. Sie schnitt eingelegte Gurken auf und rührte frischen Quark an.

Als sie fertig war, war Johann immer noch nicht da.

Sie ging zum Fenster und schaute die Straße hinunter. Manchmal sah sie ihn kommen. Er war immer müde vom Toben und musste sich anstrengen, auf dem Rad die leichte Steigung zu ihrem Haus hoch zu bewältigen.

Johann war nicht zu sehen.

Um zehn nach sieben kam Robert aus seinem kleinen Arbeitszimmer, wo es streng roch und er seine Schulstunden vorbereitete. Er begann sofort zu schimpfen.

»Jetzt reicht es. Der Junge wird immer dreister. Viertel nach. Dabei weiß er, dass wir um Punkt sieben zu Abend essen. Das gibt erst mal Hausarrest für die nächsten Tage.«

Marie sagte: »Du bist doch auch zu spät.« Sie wollte die Situation entkrampfen. Aber Robert wurde nur noch wütender: »Natürlich musst du ihn auch noch verteidigen. Deshalb kann er sich ein solches Benehmen ja auch erlauben. Weil er weiß, du hältst zu ihm.«

Sie schwiegen beide, setzten sich aber nicht an den gedeckten Tisch. Solange Johann noch nicht da war, würden sie das nicht tun. Wenigstens das, dachte Marie.

Draußen dämmerte es bereits. Langsam wurde auch Marie wü-

tend. Johann wusste doch, dass sie sich Sorgen machte. Dass sie sich immer Sorgen machte. Auch wenn ihm das auf die Nerven ging, so konnte sie doch wenigstens verlangen, dass er sie nicht warten ließ. Nicht um diese Zeit.

Halb acht. So spät war Johann noch nie nach Hause gekommen.

Robert wählte die Handynummer des Jungen. Marie war dagegen gewesen, dass er ihm ein Handy kaufte. Jetzt war sie heilfroh. Wie einfach das war. Man rief sein Kind an, wenn es spät dran war. Schon wusste man, woran man war.

Robert wartete. »Der kann sich auf etwas gefasst machen«, stieß er hervor. Er klang wie kurz vorm Ersticken. Warum war er immer so angespannt?

Dann drückte er die Verbindung weg. »Abgeschaltet. So ein Blödiän. Wieso habe ich ihm ein Handy gekauft, wenn er es immer abschaltet?«

Marie spürte, dass sich alles in ihr zusammenzog. In solchen Situationen tat jeder Atemzug weh. Es war, als würde eine Schraubzwinde ihren Brustkorb zusammendrücken. Die kleinste Aufregung schlug ihr sofort auf die Lunge. Schon als Kind.

Robert sprach kein Wort mehr. Er kochte vor Wut. Marie fürchtete, dass er den Jungen hart bestrafen würde. Aber noch mehr Angst hatte sie davor, dass Johann nicht kam. Dass er einfach nicht nach Hause kam. Vielleicht sogar aus Angst vor Robert, vor seinem Vater.

In letzter Zeit verstanden sich die beiden nicht besonders. Johann muckte auf. Und Robert fand, dass der Junge sich zu viel herausnahm. Er wollte, dass auch Marie strenger mit ihrem Sohn war. Aber Marie konnte das nicht. Sie verstand Johann ja. Auch ihr behagte Roberts Härte nicht. Sie fand, dass sie unverhältniss-

mäßig war. Und sie vermutete, dass es Robert gar nicht um den Jungen ging. Marie hatte ihren Mann in einem schrecklichen Verdacht: Wollte er mit seiner Härte gegen Johann nicht sie strafen? Möglicherweise dafür, dass sie das Kind zur Welt gebracht hatte, obwohl er dagegen gewesen war – obwohl es ihm wirtschaftlich schlecht ging damals.

Wenn jemand sie wirklich treffen wollte, dann gelang ihm das am besten über Johann.

Marie musste etwas tun. Sie konnte es nicht zulassen, dass die Angst weiter so ungebremsst in ihr wütete. Irgendwann war sie nur noch eine Hülle, in der sich fremde Kräfte austobten. Dann war sie nicht mehr dazu fähig, etwas zu unternehmen. Also musste sie es jetzt tun.

Sie ging in Johanns Zimmer und lüftete es. Dann zog sie die Klassenliste aus der obersten Schublade des Schreibtisches. Sie setzte sich auf den kleinen Stuhl und begann zu telefonieren.

Marie riss sich zusammen. Auf keinen Fall durfte sie panisch klingen. Sie sprach mit anderen Müttern, und sie wusste, dass diese Art von Panik sich unter Müttern leicht übertrug. Sie würde es sich nie verzeihen, wenn sie die Angst weiterverbreitete und sich dann in der nächsten Viertelstunde herausstellte, dass alles nur ein Fehlalarm war. Wer sich so etwas erlaubte, den behandelten sie in Zukunft mit Vorsicht. Marie wusste, dass jeder falsche Ton auf Johann zurückfallen würde.

Es gelang ihr. Keine der Mütter schöpfte Verdacht.

Es kostete Marie drei Anrufe. Dann wusste sie, dass Johann den späteren Nachmittag bei seinem Freund Leo verbracht hatte – zum Leidwesen von Leos Mutter am Computer. Johann war um zehn vor sieben nach Hause aufgebrochen. Mit seinem Rad. Er fuhr immer mit dem Rad.

»Ist er denn noch nicht zu Hause?«, fragte Leos Mutter. In ihrer Stimme hatte sich ein gefährlicher Unterton eingeschlichen.

Wie spät war es mittlerweile?

Viertel vor acht.

»Er kommt gerade die Tür herein. Na, der kann sich auf was gefasst machen.« Marie legte etwas zu schnell auf.

Robert erschien in der Tür. »Und?«

»Er war bei Leo. Bis kurz vor sieben.«

Robert sagte nichts. Aber Marie sah ihm an, dass er nun auch Angst hatte.

Das war schlimmer als alles andere: Als das Geschimpfe und die Drohungen. Robert hatte Angst um Johann. Robert, der sonst nie Angst hatte.

Er ging hinaus und kam wenig später in seiner Jacke zurück. »Ich fahre den Weg ab.«

Marie sprang auf. »Warte! Ich komme mit.« Warum? Um zu verhindern, dass er Johann bestrafte, wenn er ihn fand?

»Bleib du mal hier!«

Marie wollte schon protestieren, doch dann fügte Robert fast sanft hinzu: »Sonst ist niemand da, wenn er in der Zwischenzeit nach Hause kommt. Oder wenn er anruft.«

### 3

Selbst wenn Marie gewollt hätte – sie hätte es niemals geschafft, vom Fenster wegzukommen. Sie wusste, wie lange Robert für den Weg zum Haus von Leos Eltern und zurück brauchen würde. In ihrem Kopf lief eine Uhr. Sie spürte jede Sekunde wie einen Schlag, der durch ihren ganzen Körper ging.

Robert kam nicht.

Marie hielt immer noch das Telefon in der Hand. Es war von ihrem Handschweiß feucht geworden. Sie wischte ihn mit dem Stoff ihrer Bluse weg. Ob sie Leos Mutter anrufen und fragen sollte, ob Robert sich noch bei ihr aufhielt? Nein.

Wenn er nicht zu der von ihr berechneten Zeit zurückkam, konnte das nur heißen, dass er Johann auf seinem Nachhauseweg nicht gefunden hatte und nun in einem weiteren Umkreis nach dem Jungen suchte.

Halb neun. Jetzt war es draußen dunkel. Gut, dass der Junge Licht an seinem Rad hatte, sagte sie sich – und kam sich im selben Moment unsagbar blöd vor. Es war halb neun, ihr elfjähriger Sohn war seit eineinhalb Stunden überfällig, und sie beruhigte sich damit, dass er Licht an seinem Rad hatte.

Am Ende der Straße, dort, wo der Mühlenteich war, tauchten zwei Scheinwerfer auf. Robert?

Komisch, jetzt erst fiel Marie auf, dass die ganze Zeit, während sie am Fenster saß, kein Fahrzeug vorbeigekommen war. Hatte das etwas zu bedeuten?

Sie wohnten an keiner Durchgangsstraße. Und es war schon fast neun Uhr. Um diese Zeit gab es nie viel Verkehr. Das Auto hielt an einem anderen Haus. Eine Frau und Kinder stiegen aus. Die Kinder lärmten. Die Frau wies sie zurecht.

Marie kamen die Tränen.

Wo blieb Robert nur?

Er hatte doch sein Handy dabei. Warum rief er nicht an?

Sie wählte seine Handynummer. Mit fliegenden Fingern. Sie wunderte sich, dass sie die Nummer auswendig kannte. Sie rief ihn so selten an. Marie hatte kein Handy. Sie brauchte so etwas nicht. Sie war etwas altmodisch. Im Vergleich zu Robert. Und zu Johann.

Sie musste das Telefon weglegen, ein Weinkrampf schüttelte sie.

Wenn dem Jungen etwas passiert war, was tat sie dann? Ohne Johann würde sie nicht mehr leben wollen. Warum konnte sie nicht für ihn sterben? Wie süß das für eine Mutter sein musste – mit ihrem Leben ihr Kind zu retten.

Doch dann fasste sie sich wieder. Sie schnäuzte sich die Nase und wählte erneut Roberts Handynummer. Es läutete. Er hatte sein Handy also eingeschaltet. Vorbildlich.

Es läutete weiter. Sie dachte an Roberts Klingelton. Marie fand ihn albern. Die Erkennungsmelodie einer Fernsehserie aus den achtziger Jahren. Sie glaubte, diese Melodie zu hören. Doch das war unmöglich.

Es läutete und läutete. Robert ging nicht ran. Die Mailbox schaltete sich ein.

Marie legte auf. Robert musste doch wissen, dass sie es war, die ihn zu erreichen versuchte. Möglicherweise sah er es sogar auf seinem Display. Warum ging er nicht ran? Warum ließ er sie zappeln? Er wusste doch, wie es um sie stand, dass sie schier starb vor Sorge um ihr Kind.

Sie wählte die Nummer von Johannis Handy. Vielleicht hatte der Junge es ja inzwischen eingeschaltet. Vielleicht wartete er sogar auf ihren Anruf, auf den Anruf seiner Mutter.

Mit klopfendem Herzen horchte sie. Warum dauerte es bei Handynummern immer so lange, bis die Verbindung hergestellt war?

Wie schön wäre es, wenn er jetzt abnehmen und etwas zu ihr sagen würde. Etwas Tröstliches, was den Knoten, der sie zu ersticken drohte, löste. Nur ein, zwei Worte. Worte, an denen sie erkannte, dass es ihrem Kind gut ging. Dafür hätte Marie in diesem Moment alles gegeben.

Nichts. Johanns Handy war immer noch abgeschaltet. Obwohl er doch eigentlich wissen musste, dass seine Eltern ihn zu erreichen versuchten. Er war doch so ein kluger Junge.

Autoscheinwerfer. Marie erkannte Roberts Wagen.

Endlich.

Sie rannte ihm entgegen. Sie machte absichtlich Lärm im Flur. Lärm, um nicht hören zu müssen, dass womöglich nur eine Tür zugeschlagen wurde.

Robert war schon an der Haustür. An seinem Gesicht erkannte sie, dass er ohne den Jungen gekommen war. Robert sah aus wie sein Vater. Wie sein Vater, als es ihm damals so schlecht ging. Kurz bevor er starb. Genauso sah Robert jetzt aus. Er sah dem alten, totkranken Mann zum Verwechseln ähnlich.

Er wollte an ihr vorbei. Doch sie stellte sich ihm in den Weg.

Er konnte ihr nicht in die Augen schauen. »Du kennst ihn ja. Er hat die Zeit vergessen.«

Sie war ihm dankbar, dass er nicht sagte: Der kann was erleben.

Robert schob sie beiseite. Er ging ins Bad. Sie hörte ihn husten. Dann wurde es still.

Marie horchte. Was tat er? Weinte er? Robert doch nicht.

Dann wurde die Spülung betätigt. Wasser lief.

Er kam zurück. Rote Augen. Robert zitterte.

Er ging hin und her, wie jemand, dem entfallen war, was er gerade tun wollte.

Doch dann blieb er abrupt stehen. Er schaute sie an. Sein Blick war leer, so als hätte er getrunken, was Robert nie tat, wenn er Auto fuhr.

»Nur um sicherzugehen«, sagte er. Er biss sich auf die Unterlippe. »Ich glaube, wir sollten anrufen.«

Obwohl sie es wusste, fragte sie: »Wo?«



Wolfgang Brenner

**Aber Mutter weinet sehr**

Psychothriller

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 288 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-8135-0503-0

Knaus

Erscheinungstermin: September 2012

Es ist der Alptraum aller Eltern: Der kleine Johann kommt eines Abends vom Spielen nicht nach Hause. Der Vater verständigt die Polizei, die Mutter fühlt sich wie gelähmt. Und hegt schon bald den Verdacht, dass das Leben ihres Jungen für die Polizei nicht oberste Priorität hat. Doch einer Mutter geht es nur um ihr Kind, eine Mutter tut alles, um es zurückzubekommen. Dafür trifft sie sich sogar heimlich mit dem Entführer. Ein fatales Katz-und-Maus-Spiel nimmt seinen Lauf ...



[Der Titel im Katalog](#)